Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 1 (1936)
Heft: 1

Artikel: Von alten Kinderspielen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859731

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von alten Kinderspielen

Heutzutage, da unsere Tagesblätter jeden Montag seitenlange Berichte über den «Sport vom Sonntag» ihren Lesern vorsetzen, dringt sportliches Leben in irgendeiner Form auch in den hintersten Heimatwinkel, beeinflusst die Spiele unserer Kinder und verdrängt die alten gemüt- und phantasievollen Kinderspiele in den Hintergrund, so dass sie bald einmal der Vergessenheit anheimfallen werden, wenn sie's nicht schon sind. Wenn wir uns hier in diesen Blättern ab und zu der Betrachtung solcher im Aussterben begriffener oder bereits vergessener Spiele hingeben, so werden wir dabei zweierlei erkennen: erstlich, dass die Jugend früherer Generationen nicht etwa zu bedauern ist, weil ihr keine oder viel bescheidenere Geldmittel zur Verfügung standen als der heutigen Jungmannschaft, sie also darauf angewiesen war, sich selber Spielzeug zu schaffen und Spiele zu erfinden. Gemüt und Phantasie gingen dabei nicht leer aus, und allerlei Hand- und Kunstfertigkeiten vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht. Schon die Herstellung des Spielzeuges schaffte angenehme Unterhaltung und brachte den jungen Fingern Uebung in irgendeiner Geschicklichkeit. Zum andern werden wir sehen und zugeben müssen, dass manches der nun nicht mehr üblichen Spiele recht geeignet war, Kraft und Gewandtheit der Glieder zu fördern, vielleicht noch in besserem Masse, als die heute oft übertriebene sportliche Betätigung in schulfreier Zeit.

Jahraus, jahrein, in immer gleichbleibendem Wechsel lösten die Spiele einander ab, immer dieselben Spiele um dieselbe Jahreszeit, ungerufen auftretend, rasch zur grossen Mode werdend, eine Zeitlang mit Leidenschaft gespielt, schliesslich abflauend und unbeweint dahintenbleibend.

Kaum hatte die Märzensonne die Strassen und Hausplätze getrocknet, da hielten auch sofort die Ball- und Rückerlispiele *) wieder ihren Einzug und beherrschten den Tageslauf des Kindes vom Schulweg des Morgens bis zum abendlichen Betzeitläuten. Bälle und Rükkerlisäckli, die mehr als ein halbes Jahr lang in, wer weiss, welchem Winkel, ein vergessenes Dasein verträumt hatten, gehörten von nun ab zum ständigen Inventar der Rocktaschen und Hosensäcke.

Die Bälle beschaffte man sich selbst. Man wickelte einen Garnknäuel möglichst kugelrund. Meist wurde Baumwolle oder Wolle dazu verwendet, seltener auch Seidenabfälle, die man bei Posamentern erbettelt hatte. Damit sich diese Umhüllung nicht loswickelte, gab man ihr einen Halt durch Uebersticken mit einem netzartigen Muster, das oben und unten mit einem Stern endigte und dazwischen kranzartig gereihte Vier- oder Sechsecklein zeigte, «Hüsli» genannt. Neben diesen «g'hüsleten» Bällen, deren Stickmuster sich meistens auf zwei Farben beschränkte (Stern und Häuschen), gab es noch bunt gereifelte oder

*) Rückerli (Ziefen, Ramlinsburg), Chrückerli (am verbreitetsten), Boleili (Langenbruck), Chlugger (unt. Kantonsteil).

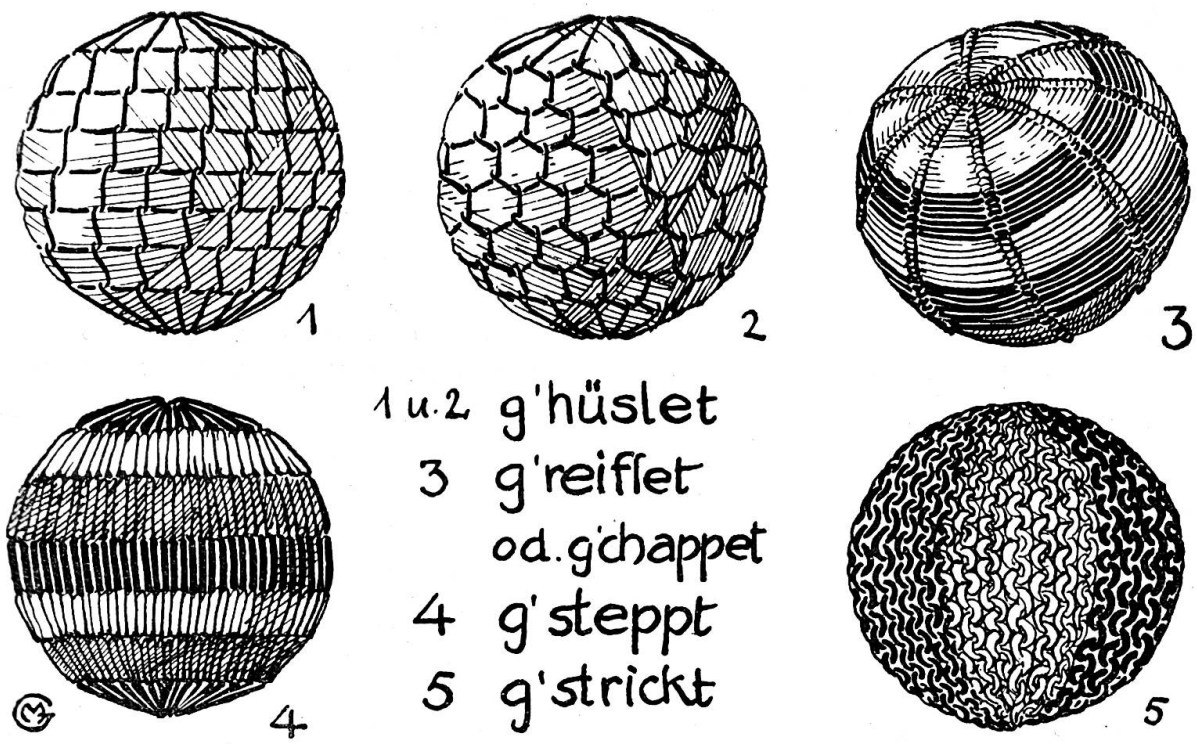
«g'chappti» Bälle, welche aber nur die Mädchen herzustellen verstanden. Der Knäuel wurde viermal mit einem dünnen Schnürchen umbunden, so dass acht Zwickel entstanden. In Querrichtung zu diesen Schnürchen umzog man mit farbigem Wollgarn den Ball, dabei jedes Schnürchen von innen her umschlingend. Nach einigen Umgängen wechselte man die Farbe, wodurch ein Streifenmuster erzielt wurde. Einen farbenreichen Ball dieser Art besass meine Schwester. Wohl nicht immer vermochte ich mein unberechtigtes Gelüsten nach dieser «Sunndigballe» zu bemeistern. Jedenfalls rechnete ich es meiner lieben Mutter hoch an, dass sie eines schönen Nachmittags alle Arbeit liegen liess, mir verkündete: «De muesch jetz au e Balle ha» und sich hinsetzte — ich seh sie noch vor mir wie damals —, um mir einen Ball «z'hüsle», mit «grisleter» Baumwolle, rötlich die beiden Sterne und bläulich die Häuslein, ich erinnere mich gut daran, als wär's erst gestern gewesen. Lange über meiner Mutter frühen Tod hinaus hielt ich den Ball in Ehren, und nie hab ich es dem Emmy vergessen, wie es mir den Ball aus des Lehrers Pult rettete und mir ihn zusteckte mit den Worten: «Se, do hesch di Balle wieder, die andere hei jo ihri scho lang wieder uuse gno.»

Ein ähnliches Bild wie die gereifelten Bälle zeigten die «gsteppten», welche im Oberbaselbiet auch von Knaben hergestellt wurden. Mit Blattstickerei wurden die «Reiflein» und die beiden, oben und unten sich ergebenden Kreisflächen aufgesetzt. Die Stichlänge entsprach der Breite der Streifen (Kugelzonen).

Dann gab es noch Bälle, die in Zwickel in verschiedenen Farben aufgeteilt waren, sogenannte «Orangscheschnitzballe». Sie wurden gewonnen, indem man einen Streifen strickte, der in der Breite dem halben Ballumfang entsprach und in der Länge dem ganzen Umfang. Die Farbe wechselte mehrmals. Mit diesem bunten Strickplätz überzog man den Ball. Welche Freude und Genugtuung für den jungen Künstler oder die Künstlerin, wenn das Werklein schön geraten war und das Staunen der Kameraden erregte, dass sie Maul und Nase aufsperrten! Freilich nahmen sich auch Erwachsene der Ballherstellung liebevoll an. Eines meiner Geschwister und alle seine Altersgenossen besassen Bälle der zuletzt beschriebenen Art, Geschenke einer früheren Sonntagsschulweihnachtsfeier, das Werk einer praktischen und gütigen Pfarrfrau (Hotz) und einer Anzahl gleichgesinnter Helferinnen.

Für die Kleinen pflegte man etwa Klingelbälle herzurichten. In deren Mitte befanden sich zwei, einanderzugekehrte festverbundene Nusschalenhälften, die ein Steinchen enthielten. Diese Bälle hatten aber den gleichen Nachteil wie die seidenen, sie hüpften nicht hoch. Ein viel empfohlenes Mittelchen, Bälle elastisch zu machen, dass sie «fest gumpen», war, man solle den Ball im Brunntrog sich voll Wasser saugen und ihn nachher im Ofenrohr trocknen lassen. Mit dem Aufkommen der «Gatschuballen» oder «Gasballen», wie man anfänglich die Gummibälle nannte, sind diese Künste alle in Vergessenheit geraten.

Knaben versahen ihren Ball gelegentlich auch mit einer Schnur, mittelst deren sie ihn schwingen und über hohe Ziele hinwegschleudern konnten (Schleuderball!) Die Neuzeit mit ihren sich immer mehr ausdehnenden elektrischen Leitungsnetzen setzte freilich dieser Liebhaberei Grenzen. Nicht selten konnte man einen solchen Ball, dessen Schnur sich in den Leitungsdrähten verfangen hatte, in freier Luft baumeln sehen.



Nun zu einigen Spielen, die vor 30—25 Jahren viel und gerne gespielt wurden. Vielleicht leben sie heute noch da oder dort in veränderter Form weiter.

Hickle

Dazu gehörte weiter nichts, als ein tief herabhängendes Dach ohne Dachkännel. Die grossen Scheunendächer erfüllten gewöhnlich beide Bedingungen. Zur Not tat's auch etwa ein fensterloser Giebel, gegen den der Ball geworfen werden konnte. Aber wie gesagt, ein Dach war das Idealste und davor ein freier Platz. Aber mit dem hatte es ja keine Not, denn damals hatten die Kinder neben den Fuhrwerken noch ein unbestrittenes Anrecht auf die Strasse, sie gehörte noch nicht dem Auto. Nur selten einmal verscheuchte ein Motorwagen, auch «Dampfgutsche» genannt, die fröhliche Schar.

Ein Spieler begann und warf den Ball auf das Dach, möglichst so, dass die Bahn des herniederrollenden Balles nicht so leicht vorauszusehen war. Während des Wurfes, oder doch bald nachher, so verlangte es die Spielregel, rief er einen der Mitspielenden auf, der nun den Ball

aufzufangen hatte. Gelang das dem Aufgerufenen, so warf er ihn sofort wieder auf das Dach zurück und forderte einen andern auf, den Ball zu fangen. So ging es weiter, bis einmal der Ball nicht erwischt wurde. Wie's Büsiwetter entfernten sich die andern Spieler, bis der Ungeschickte ihnen durch einen Zuruf Halt gebot, sobald er des davonrugelnden Balles habhaft geworden war. Durch einen geschickten Wurf suchte er nun seinen Fehler gut zu machen und einen der ihm zunächst Stehenden zu treffen. Glückte dies, so haschte der Getroffene rasch nach dem Ball, indes sich die übrigen abermals zerstreuten. Das wiederholte sich so oft, bis einmal der Ball sein Ziel verfehlte. Der schlechte Schütze «hatte eins». Wer zwei, drei, oder auch mehr hatte, je nach der vorher getroffenen Abmachung: «Mer mache feufi, mer mache vieri» etc., der war «dusse» und schied aus dem Spiele aus. Anderwärts war üblich, mit einer Anzahl Leben zu beginnen, die man nach und nach durch Fehlwürfe verlor. Wer kein «Läbe» mehr besass, konnte nicht mehr mitspielen. Bezeichnend für diese Spielweise ist der Name «Feufläbespiel», wie er in Oberdorf gebräuchlich war. Ebendaselbst pflegten die Flüchtlinge, wenn sie sich ausser Gefahr des Getroffenwerdens glaubten, den Werfer mit dem Zuruf «murefescht» zu foppen und standen dann mit abgewandtem Gesicht bockstill. Je näher die Entscheidung kam, wer «gunne» hatte, desto mehr erhöhten sich Eifer und Spannung. An letzterer fehlte es überhaupt nie bei diesem Spiel. Welchen Weg wird der Ball einschlagen? Wer wird zum Fangen an die Reihe kommen?, sind die wichtigen Fragen auf allen Gesichtern, wenn der Aufwerfer mit der Namenrufung noch zögert, während der Ball schon dem Dachrand zustrebt. Und wenn einer oder mehrere es darauf abgesehen haben, durch alle möglichen Tricks beim Aufwerfen «einen uuse z'mache», und dieser, entgegen aller Berechnung, den Ball doch noch erhascht, ihn unversehens aufwirft, knapp über dem Dachrand, dabei den Namen seines Widersachers rufend, der schon triumphierend das Weite gesucht. Freilich, die Rechnung ist noch nicht fertig. Da steht ein guter Freund des Gefoppten, der, statt sich von jenem bewerfen zu lassen, ihm die Hände entgegenstreckt zum Zeichen, dass er ihm den Ball zum Fangen schicken möge, wodurch die Jagd beschleunigt wird und leicht zu Ungunsten dessen ausfällt, der sich schon als Sieger geglaubt.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hickle hatte

Löchli-Fulzi

Es wurde aber weniger gespielt als das erstgenannte. Ich erinnere mich, an einem Sonntagnachmittag ein paar «Chnaben» (jungen Burschen) in einem Baumgarten dabei zugesehen zu haben. In einer Vertiefung des Rasenbodens lag ein Ball. Mit vorgebeugtem Oberkörper, einen Arm gegen das Löchli ausgestreckt, standen alle in einem Kreis, die Füsse bereitgestellt zu eiliger Flucht. In gespannter Erwar-

tung standen sie da und mahnten zuweilen einen Kameraden, der nahe dabei an einem Baumstämmchen lehnte: «Heiss ein!» Der also aufgeforderte nannte einen mit Namen. Dieser ergriff sofort den Ball und warf nach einem der sich rasch entfernenden Mitspieler. Nachdem nun der Ball einige Male, nach mir unbekannten Regeln hin und her geworfen worden war, sammelten sich alle wieder um das Löchli, und das Spiel begann von vorn. Zwischenhinein rechneten sie etwas miteinander. Der beim Werfen sein Ziel verfehlt hatte, klaubte ein paar Münzen aus dem Hosensack und gab jedem einen Halbbatzen. Auch der müssig beim Bäumchen Stehende erhielt von Zeit zu Zeit einen kleinen Geldbetrag.

Der Name Fulzi ist vermutlich einfach eine Bezeichnung für Ballspiel überhaupt. In seinem Werk über die Basler Mundart erwähnt G. A. Seiler als Spiele der Basler Knaben unter anderm «Barefulzi, Eggefulzi, Resslifulzi und Lechlifulzi oder schlechtweg Fulzi». In unserm Dorfe (Ziefen) wurden von den Knaben

Rößliballe und Eggeballe

gespielt, letzteres merkwürdigerweise nur im Unterdorf. Sei es, dass das Spiel bereits im Aussterben war, oder aber, es mochte von einem vorübergehend im Dorfe anwesenden auswärtigen Kind eingeführt worden sein, fand aber keine weitere Verbreitung. Diese Erscheinung örtlicher Beschränkung lässt sich oft auch an Kinderreimen oder Singspielen beobachten.

Diese beiden Spiele waren Parteispiele. Beim «Rösslibalde» schieden sich die Teilnehmer in zwei Gruppen: Rössli und Ryter. Erstere stellten sich in einem Kreise auf, bückten sich und stemmten die Arme gegen die Knie. Die Reiter setzten sich ihnen rittlings auf's Kreuz und warfen einander den Ball zu. Zum Fangen des Balles gehörte grosse Sicherheit, denn die Rösslein suchten durch Zucken mit dem Rücken oder durch andere unberechenbare, ruckhafte Bewegungen den Reitern das Auffangen des Balles zu erschweren. Fiel dann der Ball zu Boden, so sprangen die Reiter ab, und die Rösslein entfernten sich schleunigst. Der erste beste Reiter raffte den Ball vom Boden auf und warf ihn dem nächsten Reiterkameraden zu, dieser wieder einem andern, bis sich eine günstige Gelegenheit bot, mit einem Ballwurf ein Rösslein zu treffen. Gelang der Wurf, so flüchteten sich die Reiter, und wer von den Rösslein den Ball zuerst erhaschte, zielte sofort auf einen Gegner oder warf den Ball einem zielsicheren oder nahe bei einem Reiter stehenden Kameraden zu, der dann seinerseits versuchte, einem Gegner den Ball aufzusalzen. Dieses gegenseitige Bewerfen setzte sich so lange fort, bis einer der Mitspielenden sein Ziel verfehlte, worauf seine Partei sich der Rolle der Rössli unterziehen musste.

Ganz ähnliche Spielregeln hatte «Eggeballe». Am schönsten liess es sich spielen, wenn acht Teilnehmer waren. Ihrer viere stellten

sich an den Ecken eines Hausplatzes oder anderswie viereckig begrenzten Gebietes auf, während die andern sich im Innern dieses Platzes verteilten. Die vier Aeussern vergnügten sich nun mit Zuwerfen und Fangen des Balles, bis einer den Augenblick für günstig erachtete, einen der Gegenpartei mit einem Ballwurf zu treffen. Ob nach einem Treffer die Balljagd anfing, wie sie beim Rössliball beschrieben wurde und Platzwechsel bei Fehlschuss oder Fallenlassen des Balles eintrat, ist mir nicht mehr erinnerlich. Vielleicht weiss einer der Leser Bescheid?

Die Turnspiele «Stehball» und «Kreistreffball», wie sie in unsern Knaben- und Mädchenturnschulen beschrieben sind, dürften auf Hickle und Eggeballe zurückzuführen sein.

Zum Schlusse noch eines der Ballverslein, womit alleinspielende Kinder ihre Bewegungen begleiteten. Wenn man den Ball durch fortwährendes Schlagen mit der flachen Hand gegen den Boden prellen und aufhüpfen liess, sprach man dazu:

«Ditsch, dätsch, Mannewätsch,
Hüt e Rappe, morn e Rappe,
Git e gueti Summerchappe.» M.

Landvogts-Anekdoten

Die vom Lehrerverein Baselland durchgeführte Sagensammlung beschränkt sich nicht nur auf Volkssagen; sie berücksichtigt auch Schwänke und Anekdoten von originellen Leuten. Nachfolgend bringen wir einige Beispiele, wie sie Lehrer des Homburgertales um 1860 in der Baselbieter Heimatkunde aufzeichneten. Es ist verständlich, dass die Ueberlieferung von den ehemaligen, allmächtigen Vertretern der regierenden Stadt eher die Schattenseiten in Erinnerung behielt als ihre positiven Leistungen, die erwiesenermassen auch vorhanden waren. Die angeführten Beispiele betreffen Obervögte des Homburgeramtes, welche in ihrem kleinräumigen Amtsbereich (nur 7 Gemeinden) gelegentlich besonders scharfe Aufpasser sein konnten und mehr auf Bussen angewiesen waren als ihre Kollegen der grössern Aemter Farnsburg und Waldenburg. Wer kann noch andere Anekdoten erzählen? S.

Baselb. Sagen, Thurnen

Die bezahlte Ohrfeige. Von Heini Wirz (Wirt zum Rössli in Thürnen) erzählt der Volksmund eine lustige Anekdote. Derselbe gab nämlich einst einem seiner Gäste eine Ohrfeige. Dieser nicht faul, geht hin und verklagt den dort schon übel angeschriebenen Heini beim Obervogt auf Homburg. Dieser ladet ihn vor und dictiert ihm eine Busse von 12 Pfund. Während nun der Bestrafte das Geld vorzählte, fragte